

Zeitschrift: Schweizer Frauenblatt : Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur
Herausgeber: Bund Schweizerischer Frauenvereine
Band: 3 (1921)
Heft: 4

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 12.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Schweizer Frauenblatt

Organ für Fortschritt und Fraueninteressen

Erscheint jeden Samstag.

Abonnementpreis: Für die Schweiz: Halbjähr Fr. 8.00, vierteljähr Fr. 4.40, vierteljähr Fr. 2.20. Bei der Post bestellt 20 Cts. mehr. Für das Ausland wird das Porto zu obigen Preisen zugerechnet / Einzelnummer kostet 20 Cts.

Redaktion: Frau Elisabeth Thommen, Poststrasse 15, Zürich. Verlag und Expedition: Schweizer Frauenblatt A.-G., Aarau, Bahnhofstr. 1814. Tel. 61. Postfach-Konto VI/1441. **Alleinige Annoncen-Annahme:** Orell Lüthi & Co. in Solothurn, Zürich, Bahnhofstrasse 61 und deren Filialen in: Aarau, Basel, Bern, Chur, Luzern, St. Gallen, Gostolbarn, Gené, Lausanne, Neuchâtel etc.

Insertionspreis: Für die Schweiz: Die einpaltige Normalzeile 50 Cts. Für das Ausland 75 Cts. Restamen per Zeile Fr. 2.50. **Chiffregebühr 50 Cts.** Keine Verantwortlichkeit für Plagierungsverstöße der Inserate. **Inserationsfrist:** Donnerstag Mittag.

Nr. 4

Aarau, 22. Januar 1921

III. Jahrgang

Aus der Bundesversammlung.

Bern, den 20. Januar.

In den Abendstunden des 17. Januar, als sich die vielen Hunderte von Bureau im Umkreis des Parlamentsgebäudes entleerten, da riefen die eidgenössischen Mäde zur Fortsetzung ihrer Winterarbeit heran. Das Strafenbild beriet nicht im mindesten, daß seit der letzten Session einer ihrer oft geäußerten Wünsche in Erfüllung gegangen war, nämlich die Verlegung des eidgenössischen Ständigen Amtes nach Interlaken. In der ersten Woche des neuen Jahres erfolgte der Umzug; er stellt einen Versuch zur Demonstration der eidgenössischen Verwaltung dar. Die Wohnungsverhältnisse der Bundesstadt einerseits, und die verlassenen Hotels des Landes andererseits haben ihn begünstigt. Man kann aber nicht behaupten, daß er reibungslos vor sich ging. Das ca. 2000köpfige Personal, dessen Verlegung in Betracht fiel, wachte ihm zuliegen mit Händen und Füßen entgegen, als ob sich in Interlaken, dem einzigen Tummelplatz der internationalen Welt, nicht leben, angelehnt der Naturkraft der Jungfrau nicht überleben und resistieren ließe! — In Ehren des Direktors des Ständigen Amtes sei gesagt, daß er seiner Ehre mit gutem Beispiel voran in die Verabredung zogen.

In beiden Räten eröffnete die Präsidentin am 18. Uhr die Session in dem ehrenvollen Auditorium an dem am 22. Dezember dahingehenden Ständerat Henri Frey von Evry. Herr Frey gehörte dem Nationalrat von 1896 bis 1899 und von 1902 bis 1918 an; als Vizepräsident von Herrn Vachon abgelöst er 1918 in den Ständerat über. Eine der hervorragendsten Erscheinungen der Bundesversammlung ist mit ihm aus den Kassen der Verfassung. Seine ganze Lebensarbeit galt der Wissenschaft und der Vaterlandsliebe; in letzterer Weise vereinigte er in sich den Politiker von Ruf und den Politiker von Bedeutung. Auch in den letzten Sommermonaten griff er im Ständerat mit Lebhaftigkeit in die Diskussion ein. Wenn die Stimme des Ältesten erklang, dann scharten sich die Kollegen um seinen Sitz und lauschten ihm Zerstreuung seines Ausdrucks. Was er sprach, das war voll Geist, aus der Lebenserfahrung geboren und einem unerschöpflichen Schatz der Erfahrungen entnommen. In aller Erinnerung steht auch der Protest, den er im Jahre 1914 als Vizepräsident des Nationalrates gegen die Verletzung der belgischen Neutralität erhob. Wenn man weiß, mit welcher Schwere überlängten Seiten Herr Frey die Jahrzehnte zu kämpfen hatte, dann kommt man seine Lebensarbeit voll Bewunderung an. Auf zwei Stühle gestützt mußte der Gläubige unglücklich mühen die Stufen zu den Kassen emporklimmen. Ein unerschütterlicher Wille gab ihm bis zur Lebensende den Charakter seiner Tätigkeit. Für die eidgenössische Geschichtsbildung der Frau nahm er, wie auch die Präsidentin des Schweiz. Verbandes für Frauenstudien, eine ablehnende Stellung ein; er war wohl zu sehr in der Tradition befangener Historiker und Malabaler alter Schule, um sich dem Zeitproblem zu erschließen. Trotzdem — Ehre seinem Andenken!

Werde Mäde betreiben ich möglichst rasch abzutun, was vorfristigem Ende des letzten Jahres hätte erledigt sein müssen. Der Nationalrat führte in den ersten Sitzungstagen die Beratung des Vorschlags der Bundesversammlung durch und nahm dabei ein Votum der Kommission an, in dem der Bundesrat eingeladen wird, sich über die Finanzierung der Bundesämter und die zur Durchführung ihres finanziellen Gleichgewichts vorgehenden Maßnahmen auszusprechen; auch soll er Bericht erstatten über das Elektrifizierungsprogramm der Bundesbahnen und die Finanz-

len Folgen der Umwandlung des Dampfbetriebes in den elektrischen Betrieb. Das Postulat faßt schon im ersten Teil die Bunte in sich, die im einzelnen in den Räten immer wieder erörtert werden. Bundesräte Klusmann können da kaum neue Vorschläge aufstellen. Am die finanzielle Lage der Bundesämter zu beheben, braucht es eben, wie z. B. die Reorganisation der Verwaltung im Sinne der Vereinfachung. Dies Ziel aber läßt sich nur erreichen, wenn die eidgenössischen Mäde selbst über überflüssige Bedenten hinweg bzw. Sand bieten. Das Schweizer Volk wird sich mit der Unannehmlichkeit abfinden haben, daß die Bundesämter mehr als bis dahin nach kaufmännischen Grundsätzen geteilt werden müssen, wenn die Defizit-Herlichkeit verschwinden soll.

Der Ständerat erledigte die Beratung des Vorschlags des Bundes pro 1921. Ein eigenartiges Schicksal erfuhr dabei ein Postulat Wettstein, das den Bundesrat ersucht, zu prüfen, ob und wie die von Schweizern im Ausland gegründeten Schulen unterstiftet werden könnten. Die Anregung erfolgte im Hinblick auf die bekannte Schweizerische Schule in Mailand, die sich in den letzten Jahren schwer durchringen mußte. Bundesrat C. H. u. d. erklärte, daß der Bundesrat bereit sei, das Postulat anzunehmen, da es sich bereits mit der Angelegenheit befaßt; die Anregung schien in den letzten Tagen eingelaufen zu sein. Der Antrag wurde unter einer heftigen katholisch-konfessionellen Opposition abgelehnt. Man sah, wie Herr Wettstein bemerkte, mit Rat und Tat auf dem Sperre. Das Sperren des eidgenössischen Schulwesens als Impuls der Ausland-Schweizerischen Schulen an der Hand. Ein Zufall wollte es, daß im Augenblick der Abstimmung einige freimütige Mitglieder den Antrag verfallen ließen — und siehe da, das zur politischen Aktion erhobene Postulat fiel weicher geblieben. Dem Gang der Dinge mit reger Anteilnahme verfolgen, war damit eine Enttäuschung bereitet.

Das Regime der neuen Geschäftsordnung konnte sich im Nationalrat bei der Beratung des umfangreichen Nationalantrages erproben; es scheint sich zu bewähren; die Arbeit verlief vorwärts; allerdings hatte gerade bei dieser Vorlage der Ständerat die Wege gebahnt. Es wurden nur wenige abweichende Beschlüsse gefaßt. Eine wesentliche Differenz entstand im Bundesratsbescheid, bei der Zeugnisungulagen an das Bundespersonal, der Nationalrat beschloß über das vom Ständerat Beschlossene hinaus noch eine Erhöhung von Fr. 150 für Verhältnisse von 2500 bis 5000 Einwohnern.

Im großen Ganzen gestaltete sich die Arbeit der ersten Session im Ständerat weit lebhafter und abwechslungsreicher als im Nationalrat. Da gab es unvorhergesehene Erklärungen mit und ohne politische Einsicht. Themen wurden aufgeworfen, die gegenwärtig im Vordergrund des Interesses stehen. Wie gehen kaum fehl, wenn man annimmt, daß der Zwischenbericht, den Herr Frey als Präsident der ständerrätlichen Kommission für die Revision des Militärstrafgesetzbuches erstattete, im Hinblick auf die eidg. Abstimmung vom 30. Januar von Stapel ging. Wenn es möglich gewesen wäre, die Beratung des Militärstrafgesetzbuchs dieser Abstimmung über die Militärjustizinitiative vorzugehen zu lassen, dann würde das Schweizer Volk sicherlich aufgestärkt und ruhiger zur Urne geschritten. Können wir, daß der Zwischenbericht, der den Weg in die Presse im Wortlaut gefunden hat, die ihm zugehörige Aufklärung enthält.

Während auf dem Parlamentarischen Gruppen von Arbeitssachen heranhanden, wurde im Ständerat der Bundesratsbescheid über Maßnahmen zur Behebung der Ar-

beitslosigkeit behandelt. Ein trauriges Bild unserer wirtschaftlichen Verhältnisse erlangt da vor den Augen der Mäde. Wohin soll das Unheilgreifen der Arbeitslosigkeit auf fast alle Landesindustrien führen? Mit Recht betonte Kommissionspräsident Dr. Wettstein, daß keine finanziellen Opfer getrieben werden dürfen, um Arbeitsgelegenheit zu schaffen; es muß von Bund, Kantonen und Gemeinden alles gegeben, um die moralischen Folgen der Arbeitslosigkeit von unserem Volk fernzubalten. Arbeit in erster Linie! Befremdend wirkt es, wenn von Ratsmitgliedern, die in ihrem Kanton am Ruder der Regierung stehen, festgestellt werden muß, daß gewissen Arbeitgebern jedes soziale Verständnis abgeht, daß es Industrielle gibt, die sich weigern, die durch Bundesratsbeschlüsse bestimmte Arbeitslosenunterstützung auszusagen. Angesichts dieser unerfreulichen Erscheinung muß man es begrüßen, wenn der Bundesrat, wie Bundesrat Schulthess in Aussicht stellte, den Kantonen die nötige Kompetenz einräumt, gegen berartige repressive Arbeitgeber vorzugehen.

Zulte Metz.

Angriffe auf die verheirateten Lehrerinnen im Kanton Bern.

Im Kanton Bern, wo die verheiratete Lehrerin seit dem Mittelalter einheimisch ist, wo sie namentlich auf dem Lande hochgeschätzt wird, fängt der Lehrereinsturz an ihre Stellung zu gefährden und dies merkwürdigerweise zuerst im Zura, der doch sonst unter dem Einfluß französischer Sitze steht. Bei lesen im Korrespondenzblatt des bernischen Lehrervereins folgendes:

Schulhausleitung und Sperre. Das amtliche Schulblatt vom 31. Dezember 1920 bringt die Ausschreibung zweier Lehrstellen in Belmont wegen Gemeinderatsbeschlusses. Es lagen gegen die bisherigen Inhaberinnen der beiden Stellen nicht die geringsten Klagen vor, und die Schulkommission empfahl Nichtauschreibung der beiden Stellen. Die Gemeinderatsversammlung beschloß Ausschreibung einzig aus dem Grunde, weil die beiden Lehrerinnen verheiratet sind. Der Kantonsvorstand des bernischen Lehrervereins hat diesen Grund nicht als einen solchen anerkannt, der die Nichtwiederwahl rechtfertigen würde. Die beiden Stellen werden deshalb mit Sperre belegt. Bern, den 7. Januar 1921. Sekretariat des B. L. V.

Hoffentlich machen im gegenwärtig lebenden Kontroversenplan die jungen bernischen Lehrerinnen nicht Front gegen die eigenen Geschlechtsgenossen, sondern beweisen ihre Solidität und ihren Respekt vor dem Rechte der Frau durch genaue Beobachtung der Sperre. E. Graf.

Die Frauen im Dienst der anglikanischen Kirche.

Da unsere Zürcher Kirchenbehörden sich zurzeit mit der Frage der Pastoralen befassen, mag es von Interesse sein zu hören, wie sich die Konferenz der anglikanischen Bischöfe Englands und Amerikas, die sog. Lambeth-Konferenz, die zum sechsten Mal vom 5. Juli bis 7. August 1920 in London tagte, zu der fröhlischen Tätigkeit der Frauen stellt.

Die anglikanische Kirche ist ja durch ihre biblische Verfassung und ihre dogmatische Stellung beinahe so stark an die Vergangenheit gebunden wie die römisch-katholische. Eine volle Gleichberechtigung von Männern und Frauen in ihrem Kirchendienste ist schon jetzt zu erwarten, wäre deshalb Torheit, wiewohl ich das, was die Bischöfe im Lambeth-Palace beschloßen haben, schon sehr viel für anglikanische Verhältnisse.

Hinsichtlich lautet Beschl. 46 der Konferenz: „Frauen sind zu den Kirchenversammlungen wie Laien zuzulassen.“

Das ist wohl eine natürliche Folge des in England und Amerika steigenden Frauenstimmrechts.

Für die Beteiligung der Frau im Kirchendienst wird neben dem männlichen Deacon die Deaconess geschaffen. Das ist aber mehr und anderes als man bei uns unter Diakonissen versteht; das Amt der Deaconess soll vielfältigen Unterricht vor der Taufe oder Konfirmation, Beteiligung an der Taufe, in Klassen auch der Nahrung, Sorge an Frauen, Lektorendienst bei Morgen- und Abend-Gottesdiensten; Auftritte und Leitung bei Reue-Gottesdiensten; die Hauptgottesdienste sind dem Pfarrer vorbehalten; zur Verdichtung im letzten Punkte ist Genehmigung des Bischofs erforderlich.

Man sieht, unsere zürcherlichen Pfarrherrinnen haben bereits mehr Bedenke als die anglikanische Deaconess, nur ist ihre Stellung meines Wissens noch nicht gesetzlich fixiert, wie dies nun die Lambeth-Konferenz für die in ihrem Kirchendienst stehenden Frauen getan hat. Daß die non-konformistischen Kirchen Englands den Frauen viel mehr Rechte einräumen als die anglikanische Kirche, dürfte bekannt sein. Ruth Schönblin.

Schweiz.

6% Kassenheine der Eidgenossenschaft.

(Mitg.) Zufolge Beschlusses des Bundesrates vom 2. Januar 1921 gibt der Bund vom 20. Januar bis 31. Februar nächsten 6 Proz. Kassenheine ab, die in erster Linie zur Konversion der am 15. Februar dieses Jahres falligen 4 1/2 Prozentigen Eidg. A. Mobilisationsanleihe, so dann aber auch zur Beschaffung eines gewissen Betrages flüssiger Mittel dienen soll.

Bei der Ausgabe dieser Kassenheine ist nicht der Zeitpunkt maßgebend, das die kurzfristige Anleihe für den Publikum noch immer besonderer Beliebtheit erfreut; die Aufnahme eines kurzfristigen Anleihe entspricht auch den momentanen Bedürfnissen des Bundes. Im Verlauf der nächsten Jahre werden durch Amortisation von Staatsanleihen des Bundes und Unternehmungen, bei denen der Bund beteiligt ist (z. B. Kohlenzentrale A. G.), bedeutende Summen frei, die der Rückzahlung der kurzfristigen Geldanleihe dienen können. Ferner trat am 1. Januar 1921 aufhoben die eidg. Kriegsgeldsteuer in Kraft, deren Erlös für Tilgung der Mobilisationsanleihe bestimmt ist und die in der ersten vierjährigen Periode vielleicht 150 Millionen Franken abwerfen dürfte, so daß eine Konversion der A. Mobilisationsanleihe nur für verhältnismäßig kurze Zeit erforderlich ist.

Einen gewissen Betrag an neuen Mitteln wünscht der Bund aufzunehmen zur Rückzahlung der nicht zur Konversion kommenden Titel des A. Mobilisationsanleihe samt ferner, um damit die schwebende Schuld zu reduzieren zu können zur weiteren Entlastung der Nationalbank. Diese zu erlangen sollen aber nur bis zu einem bestimmten Betrag angenommen werden, weshalb sich das Eidg. Finanzdepartement das Recht vorbehalten hat, die Emission gegebenenfalls vor Ablauf der Zeichnungsfrist zu schließen. Es ist zu erwarten, daß von dem Angebot leitens des Publikums lebhaft Gebrauch gemacht wird in Anbetracht der erschaffenen Sicherheit und günstigen Verzinsung, die diese Kassenheine bieten und auch deshalb, weil große Beträge an flüssigen Geldern im Lande sind. Außerdem ermöglicht erfordern die Anlagen wegen der Sicherung gegen Kursrückgang, die darin liegt, daß die Titel jederzeit zu 100, zusätzlich laufende Zinsen, bei der Entrichtung von Kriegsteuer und Kriegsgewinnsteuer an Zahlungsstatt genommen werden.

Feuilleton.

Die Kinderschule.

Roman von Léon Stransky.

4] Schön. Dann kann ich ihn ja mit Mühe bewundern. Ich habe nur gesehen, daß er einen schwarzen Lederzieher und einen eleganten Zylinder hat. In seiner Witte verlag er nämlich den Hut vom Kopfe zu nehmen. Er ist noch ziemlich jung, nicht wahr?"

„Welche Frage! Ob er jung ist! Kaum dreißig Jahre. Er heißt Alois. Für einen Monden ist er gar nicht übel. ... Nicht zu groß und nicht zu klein! Wenn die Normale ist, was?"

„Sie erinnern mich jetzt der ersten Erfolgsgeschichte zwischen einundvier und dreierhalb.“

Eine lange Kinderschule schlängelte sich fast endlos aus der Tür der großen Halle und ab, vom Spielplatz aus gesehen, einem ungeheuren rauchgeschwärmten Döckel, der von einer Lehrerin längs der Hofmauer gezogen wurde.

Plötzlich, auf ein Zeichen, rief der Docht in Zünde. Die Kinder rannten aus der Reihe, verteilten sich, drückten sich wie ein Schilfweid im Weite und suchten einander unter Ähren und Lachen. Alle, ohne Ausnahme, empfanden im selben Moment das Bedürfnis, ein wildes „Aach!“ auszusprechen, sich zu recken und zu dehnen und mit den Armen Mähen zu decken. Wie mit einem Schlag war jeder Mund geöffnet, jeder Körper in Bewegung. Ein Augenblick später hatten sie die Köpfe zusammen, es bildeten sich ein halbes Dutzend dichter zusammengehängter Mähen von Schreien und Waden. Zwischen diesen Kindermauern drehten sich die Kleinsten im Kreise herum und wurden von den Älteren aufgefunden, spazierten kleine

schwärmende Mädchen Arm in Arm zu Bieren, jagten sogar ganz organisierte Herden.

Ich schauderte meine Schenkel mit vollen Händen auf dem Boden, wie die Gabelstiel Sand auf ihre Tretschritte freuten; plötzlich hielt ich, den Arm hoch in der Luft, in meiner Beschäftigung inne; ein Schaulpiece, wie es sich bei Straßenauffläufen zeigt, bannte meinen Blick. Lehman, mindestens waren heulende Verfolger an einer Gruppe „Mittlerer“ vorbeigerannt, ohne daß diese, in ihr Spiel vertieft, ihrer geachtet hätten. Mit einem Male, wie durch die Wirkung einer elektrischen Welle, stürzte jedoch die ganze Gruppe, ohne jeglichen Grund, wie wahnwitzig mit den Kameraden davon, andere Gruppen, an die sie beim Vorübergehen zufällig anstießen, schlossen sich an, Große zogen ihre kleinen Brüder mit, friedliche Paare sprangen, plötzlich angefaßt, mit ihnen herum und führten noch toller als die anderen. Unter Zetergeschrei wälzte sich die alle verzerrende und beängstigend angeschwollene Herde langsam fort, dann wieder liefen alle mit wahrhaft tierischer Freude über, als hätte sie eine Raute ergriffen. Wieder ganz unvermittelt und ohne jegliche Urkunde ließ das mitschneidende Geschrei nach, löste sich der Anlauf, verteilten sich die Kinder. War es gelungen, dem Unrecht, dem man hier zusehe wollte, den Garaus zu machen? War man der drohenden Gefahr, vor der man geflüchtet, entkommen? Wer kann das wissen? Es war eben die Volksmenge im Aufbruch.

Die Hühnerherden waren durch das Geschrei nicht in Aufregung geraten; nur, um ihr Gewissen zu beruhigen, empfahlen sie wie und da Müdigung. Leder einen schmalen, apfelförmigen Streifen Weges kamen sie nicht hinaus. Auf diesem Pfadler vor der Klasse und dem Spielplatz gingen sie auf und ab. Die im Gehen noch unglücklicher Kleinsten der Kleinsten fanden in ihren Wä-

stwillkommene Zuflucht. Dennoch wurden sie und da einige von den Wädhern heftig herumgeführt. Man brachte mir so ein feines, in Tränen aufgelöstes, armes Kindchen, das niedergeworren und beschmutzt worden war. Am Wichtigsten fröhlich ich mit dem Schwarm über Sünden und Gerecht. Ich konnte nicht die geringste Wunde entdecken, dennoch hätte es nicht auf zu wimmern.

„Was halt du?“ fragte ich.
„Es tut so weh.“
„Wo ist das Weh-Weh?“
„Da, am Arm.“
„Wie rieb den Arm und drückte einen Fuß darauf. Das kleine Mädchen wimmerte weiter.“
„So fröhliche Schmerzen hast du?“
„Unmöglich hätte es auf zu klagen. Vor Erregung ruhig angehaucht, entgegnete es mit stiller Leberlebensheit.“

„Aber nein, du dumme Person. Wenn ich so fröhliche Schmerzen hätte, würde ich noch ganz anders schreien.“

Und sie lief in dem Hof, um sich wieder in der wiederholenden Kinderhand im Spiel hinzugeben. Noch einmal blickte ich mir Gelegenheit, das Tobenwachen besten Menschenentums zu betrachten. Wieder diese Ungleichheit und Wülpheit der Straße, die in den struppigen, wilden Haaren, den ordinären Gesichtern, den schlecht gearbeiteten und schlecht sitzenden Mähten, dem flüchtigen, garbeichtigen Schwanzwerk sich immer wieder zeigt! Wie trüblich verriet die Magerkeit der Waden die Schwäche des Körpers! Und dennoch sind diese Kinder fröhlich und haben eben wie die Kinder in besseren Lebenslagen, Freude am Spiel. Aber ihre Sorglosigkeit stimmt nicht froh, sie bedrückt vielmehr wie

ein Zeichen von Unheilbarkeit. Kann ich mich irgendein großes Gefühl des Mitleids immum erhalten, das durch den Gedanken an diese minderwertige, sich stark vermehrende, furchterregende Rasse und durch die Idee der im Pauperismus liegenden Anstandsgeschichte herabgebracht wird? Ja ich kann es. Ich lächle. Dort, vor dem Kastanienbaum, bei den Rabinen, tanzt ein zigeunerhaft aussehender Wald, den man zur Strafe mit dem Gesicht gegen die Mauer stellt, mit der ersten Leberlebensheit unaufhörlich auf einem Bein.

Die Schuldienerinnen essen eine Viertelstunde, bevor die Schüler ausgehen, in der Kantine. Ich gehe den besonderen Vortrag, Fleisch und Gemüse, beifügen einem Damentum ungeschicklich zu erhalten. (Die Wirtschaftlichen hat die Besorgung, zwei Menegischaffenen herbeizumachen und man buhelt, daß sie mit ihrer Kalligrafie teil.) Frau Paulin, die es versteht, ein ihr rechtlich zu stehendes Leberleben auszusagen, legt in ihrer gewöhnlichen fürsorglichen Art:

„Sie sind blutarm, Sie müssen viel essen und trinken.“
„Ich die Rasenpötte am nackten Arm abwischend, bringt sie mir eine zweite Portion Rindfleisch. Die Weite heißt sie mir beim Essen zu. Ihre Gesichtszüge nehmen einen freundlichen, wohlwollenden Ausdruck an.“
„Ja, ja“ fügt sie dann mütterlich hinzu, „junges Blut muß austoben.“
„Ich werde tot; denn ich errate, daß sie meine Blutarmut, deren Anzeichen etwas prekäre Urteile ihr nicht ermittel, entzündet, viellecht bevorzugen.“
„Sie ist eine ausgezeichnete Person. Ihre freundschaffliche Gier würde nachlassen, wenn sie wüßte, daß dieses junge Blut noch gar nicht angefangen hat zu toben.“

Ausführung von Lebens- und Gesundheitsfragen. Laut Verfügung des eig. Volkswirtschaftsdepartements und des eig. Gesundheitsamtes von Bern betreffend Regelung der Ausfuhr seltenerer von heute an nur noch folgende Lebensmittel: (Schabziger). Eier, frische Milch, Rahm, Weis- und Hartkäse inkl. Gärer Käse (Schabziger). Butter, frische, Kalbsbutter, Schokoladeteig, Schokolade, in Endungen über 5 Kilo brutto. Milch, kondensiert, sterilisiert, Totmilch, Milchpulver, Milchpulver fälschlich, in Endungen über 36 Kilo brutto. Weizen in Endungen über 50 Kilo brutto. Zur Verfeinerung des Bohnen-, Weizen- und Getreidekörners sind jedoch Rahm in Dosen, Schokolade und Gärer Käse (Schabziger) bis zu 1 Kilo brutto, und höchstens bis 10 Stück Eier, per Endung beim per Gesundheitsamt und Person zulässig.

Die Vorschriften vom 1. Dezember 1920 betreffend Lebensmittelpolizei, Lebensmittel- und Lebensmittelverkehr, werden ab dem 20. Januar 1921 aufgehoben. Von diesem Tage an können Polizeiposten mit Lebens- und Gesundheitsamt von jedermann ohne Einschränkung besucht werden. Es wird aber darauf aufmerksam gemacht, dass einzelne Länder solche Patente noch nicht frei, oder nur in Form von Lebensmittelpatenten mit beschränktem Inhalt, zu Einfuhr zulassen.

Die Urstimmung, welche diese Woche in der sozial demokratischen Partei über Annahme oder Revision der 2. masskräftigen Bedingungen stattfand, ergab nach den vorläufigen Meldungen eine große Mehrheit gegen die bebingungslose Annahme.

Ausland.

Die Weisgabe.

Verhältnismäßig rasch schritt die französische Kabinettarbeit seiner Uebung entgegen. Der erste Bericht der Neubildung unter Kammerratspräsidenten wurde mit Zustimmung von ca. 200 Mitgliedern, nach dem wichtigsten Augenblick nach dem Krieg, dem Parlament überreicht. Dieser Bericht enthält eine eingehende Darstellung der Lage der Nation, die sich nach dem Krieg, dem Parlament überreicht. Dieser Bericht enthält eine eingehende Darstellung der Lage der Nation, die sich nach dem Krieg, dem Parlament überreicht. Dieser Bericht enthält eine eingehende Darstellung der Lage der Nation, die sich nach dem Krieg, dem Parlament überreicht.

Brand

als einen Aufruf klingen, demnach, anpassungsfähigen Staatsmann, der die Mentalität mit der vor dem George große Bekanntheit habe. Er ist nicht die Annahme einer Partei, eines grundsätzlichen Programms, sondern einer Situation. Er erscheint er jetzt auf der Plan, um Parteien, die sich in sich selber nicht mehr auskennen, aus der Verlegenheit zu helfen, oder beider Zielverfolgung auf sich zu nehmen. Er muß darum selbst bis in allen Fragen schillern, die seine Gesellschafter zusammenstellt. Brand ist freilich noch mehr. Er ist von einer Bewegung der alten Parteien. Das was das Geheimnis seiner Erfolge, als er zuerst die Regierung leitete. Er schlug die nationalen Seiten an, die in jeder französischen Bewegung leicht zum Wanken zu bringen sind und vor dem Schmelz seiner Töne zerrammen die härtesten doktrinären Programme. Es gab nur noch Weisheiten, die durch seine persönliche Schicksalsgeschichte zusammengehalten wurden. Kraftvoll sind solche Regierungen nicht. Der Ministerpräsident kann nur von der Hand in der Hand leben, er kann ein paar Reden in den Vorreden gemacht haben, muß aber stets ein Steuermann aus dem Augen, um das Kommando in seiner Gefolgschaft nicht zum Ausbruch kommen zu lassen. Solche Führer müssen sich häufig genug von sich und ihrer Mehrheit lösen. Ich bin ihr Führer, also muß ich ihr folgen. Brand ist in diesem Mysterium darin, das wohl zu sagen, ohne es wirklich zu tun. Wenn er auf der Tribüne des Palais Bourbon steht, und mit seinem Bariton und eindringlichen Gesten der Hände für sich und seine Politik wirbt, dann sieht man wohl, daß hier ein Ueberlebener die Welt demoralisiert an einem unüberwindlichen Nöthen zu sich zieht.

So charakterisiert ein Mitarbeiter der „Frankfurter Zeitung“ den neuen französischen Ministerpräsidenten, der dieses Amt übrigens nun zum neuntenmal vertritt. Die Erklärung der Regierung, welche am Tage unserer Berichterstattung Kammer und Senat vorlegte, werden, ist:

„Ich bitte, Sie meinen es wirklich so gut mit mir, ich kenne mich mit vollem Munde, das alles eifrig ich aber nicht auf. Ich verleihe Ihnen, daß ich vollkommen gesund bin.“

„Eine eigene Schamhaftigkeit hält mich davon zurück, mich in nähere Erklärungen einzulassen, und ich würde mich in nähere Erklärungen einzulassen, und ich würde ganz aus der Fassung kommen, müßte ich Ihr den wichtigsten Umstand mitteilen: „Woher ich hierher kam, habe ich niemals außerhalb meiner Familie gelebt.“

Die Kinder, die in der Schule das Fröhlich einnehmend, würdevoll der Reize nach in den Spielraum und nehmen, zwischen den Maßhaltenen und dem Denksens, ihre Rache in Empfang.

Ich verleihe mit Frau Waulin die Rache und die mit Gemüte und verfeinertem Geist erfüllten Schöpfung.

„Wah! Die Gnade auf den Rücken! Es darf nicht gegeben werden, bis alle etwas bekommen haben.“

„Eine Gewichte, Brot und Getränke müßten die Kleinen selbst mitbringen. Einige haben Wein, sogar zu viel Wein, sehr wenige Wein.“

„Während des Frühlings hat Fräulein Ward die Oberaufsicht. Wie helfen den ganz Kleinen und erziehen wenigstens, daß sie ihre Wunden mit eben so viel Nachsicht verlangen als ich und Gerichte.“

„Ich bin von Fräulein Ward ganz hingerissen. Ihre Erklärung, ihre Stimme, ihr ganzes Benehmen ist ein Wahnsinnig durchdringt. Ich hoffe, daß Ihre tolle, regelmäßige Schöpfung einen mächtigen Einfluß auf das Kindereinstellung ausübt.“

„Wie alt bist du?“ fragt sie.

„Der Jahre.“

„So? Du aber deinen Platz ohne Erlaubnis verlassen hast, bist du nicht älter als zwei Jahre. Das ist

len dahin lauten, daß dem Wiederaufbau der vertriebenen Gebiete und der Ausführung der Friedensverträge größte Aufmerksamkeit geschenkt, daß dagegen Gesundheitsmaßnahmen gegenüber Deutschland noch immer nicht vernachlässigt werden. Wie weit die tatsächliche Verantwortlichkeit der neuen Regierung und ihre Macht über Kammer und Volk gehen wird, das wird am besten die Ministerkonferenz in Paris zeigen, die, durch die Kabinettkrise um einige Tage verzögert, am nächsten Montag ihren Beginn nimmt. Der herrliche Jahreswechsel zwischen Wien und Moskau brachte, wenn man solchen diplomatischen Lebensmittelposten trauen dürfte, auf gutes Gelingenem zwischen den beiden Ministerpräsidenten schließen. Ob es dazu genügt wird, um die Wiedergutmachungsfrage endlich in einer auch für Deutschland erträglich und vernünftigen Weise zu regeln? Oder ob aus Mangel an Einigkeit, die alte Verschleppungspolitik, die alle wirklich wichtigen und grundlegenden Beschüsse von einer Konferenz auf die andere verfrachtet, wiederum Geltung finden soll? — Großem Interesse an der Pariser Konferenz haben auch dem, besonders von englischer Seite der aufzutauchenden, Problem einer umfangreichen Kreditvermehrung.

Kreditvermehrung
begegnen. Englands entscheidender Industriektoren kann nur dadurch abgeholt werden, daß seine Fabriken wieder produzieren und liefern können. Das aber kann nur geschehen, wenn der Absatz der produzierten Ware sichergestellt ist. Wiedermut ist dieser Absatz, dieser Verkauf von Waren eine Angelegenheit, die eng mit dem vertriebenen Finanzwesen der europäischen Länder zusammenhängt. Wo kein Geld, da kein Kauf. Wenn nun die zahlungsunfähigen Länder, England an der Spitze, den versagenden Kredit gewähren, so helfen sie in der Tat nicht, eben dadurch, daß ihre Industrien wieder auf Absatz rechnen können. Es ist sich bei dieser Kreditvermehrung durchaus nicht allein um Defizitfragen handeln auch um andere erdichtete europäische Zwitterfahrungen. Mit dieser großzügigen Aktion hofft die englische Regierung eine halbe Ueberwindung der Weltwirtschaftskrise herbeizuführen. Daß mit dieser Kreditvermehrung, wenn sie wirklich zustande kommt, auch nicht von Deutschland

helfen gemacht werden soll, darf man bei dem klugen Gesichtsstand der Engländer ohne weiteres annehmen. Der ersten Reichstag gedachte Präsident Oberst des 50 jährigen Bestehens des deutschen Reichstaates, auch der beiden Vertriebenen Legion, dem Vorkämpfer der deutschen Arbeiter und Arbeiterbewegungen, dem getreuen Beamten und Anhänger des Kaisers. Dabei kam es, vor allem auch bei der Debatte über die bairische Einmischung, sehr, jener Einrichtung, denen die Linienorientierten begrifflicherweise wenig Wohlwollen entgegenbringen, doch die Besuchen mit kommunisierenden Ueberzeugungen es schertig ist, zu verschiedenen Vorkämpfern. Das Reallohn übrigens nicht mehr ein Schlagwort ist, erfinden zu werden, jedoch sozialdemokratische Wähler, sondern tatsächlich ein wenig weit verbreitetes Bewußtsein der Gegenwart. Es schließt, weitestenteils einige Beschreibungen über die Finanzminister. Da wurde eine verheißungsvolle Rede gehalten, da wurde ein Ministerialrat von der großen Zeit gesprochen, die für Deutschland erst noch kommen, von großen nationalen Staat, dessen Grenzen weit über die Grenzen von 1914 hinausgehen sollten. Dieser Staat, aber, der alles, was in Europa beifällig besetzt, umfasse (!) ohne nur ein Kaiserstaat sein und dieser Kaiser könne nur in Hohenzollern sein. — Das ist Ministerwort, gewiß nicht man brauchte sie nicht besonders ernst zu nehmen, wenn man wollte, daß die Gefinnung, der sie entsprangen, nur eine ganz vereinzelte wäre. Aber das weiß man selber nicht. Doch schließlich mit unsern Wochenschrift mit erfreulichen Zeichen: die

Abstraktionsfrage
eignet nach wie vor, besonders in Amerika, großen Interesse. So soll General Bly die allgemeine Abstraktion zu Wasser und zu Lande gemeinsam verlangen. Auf seiner Europareise habe er sich von dem allgegenwärtigen lebhaften Wunsch nach gänzlichem Frieden überzeugen können. Die große Abstraktionskonferenz über Länder wird festfort diskutiert, besonders dringend, Marinsekretär Daniels neuerdings in einer Rede danach die Verhältnisse der amerikanischen Arme werden von 25.000 auf 175.000 vermehrt, die amerikanischen Bergabstraktionsgruppen in der Pfalz wurden zurückgezogen; wie genau sollen Schwarz die Bewegung übernehmen und wo schließt unter Bericht eben doch noch mit einer unerschütterlichen Aussicht.

Vorträge.

Der Zürcher Frauenbund veranstaltet Sonntag, 23. Januar, zwei Bildervorträge im großen Saale, Volkshaus, Zürich I. Wir möchten weitliche Kreise auf diesen aufmerksam machen. Wie Referent wurde dort General Bly, Lehrer, Leiter der Jugendbewegung Basel, gewonnen. Es steht dem Vortragenden ein sehr reichliches Material zur Verfügung.

„Mols, leben Sie sich doch bloß einmal den dort an, der steht gar keine Finger in die Schüssel! Marie, dafür muß ich beim Staat verhaftet sein. Ich will, ich drehe die Schritte auf die andere Seite. ... In ... und jetzt köstlich hinein.“ Da steht her, Kinder, er ist kein Vater verheiratet.

Der mit Scham und Schande bedeckte Unglückliche steht die Augenlider und laut bell Hergeleit.

Ich habe vergessen, zu berichten, daß die Vorleserin sich in lebenswichtigen Weise gefragt hatte, ob es mir recht wäre, wenn man mich kurzweilig bei meinem Namen „Mols“ rief. Wäre ich verheiratet, dann gäbe man mir den mit zusammenhängenden Titel „Frau“, wie der Wittibschreiberin Frau Paulin. Aber man sprach die Schreiberin der großen Klasse mit „Fräulein“, die Vorleserin mit „Frau Director“, die Lehrerin der Mittelschule „Frau Galant“, mit „Frau Lehrerin“ an, so blieb natürlich mir gegenüber nichts anderes übrig, als mich bei meinem überragend recht anmutigen Namen „Mols“ zu rufen.

Wie das Mollens, so wußte ich auch das Radmollens nicht ohne Gefühl meines Amtes, wobei mit meine Kollegen und die „Damen“ zur Hand gingen.

Um vier Uhr gab ich mit Frau Galant den Schülern, die allein fortgingen, bis an die Stredenstraße das Geleit.

Wie war es, als hätte ich fünf Minuten meine Strafenhaftigkeit geatmet. Wie hat doch die Strafe einen ganz anderen Duft und Schimmer! Wie ist sie doch ganz anders

das, kein ausgefülltes Bildmaterial nach Berlin größter Künstler verschiedener Nationen und Zeiten zur Verfügung und zudem die langjährige Erfahrung auf dem Gebiete der Jugendbildung und Erziehung. Die erste Vorlesung findet statt von 3-4 Uhr und ist für Väter und Mütter besetzt, sowie für solche, die in irgend einer Weise unter der Jugend wirken. Bei dem Interesse, das man zuerst, angesichts der großen Schwierigkeiten, den Jungen der Jugendbildung entgegenbringt, mag für viele Eltern von Wert sein, wie getragene Vater mit tiefem Verständnis der Kinderliebe in deren Freund und Helfern nachgesehen. In unerschöpflichen Reizen bringen sie der Nachwelt, im besonderen jäh unserm Geschlechte, die Heiligkeit der Jugendzeit nahe und haben bedenkenden Erziehern unendlich viel zu sagen.

Zum Kapitel: Erziehung. In Zürich fanden dieser Tage vier Vorträge statt, die sich mit Erziehung befaßten. „Kinderleben — Elternfragen“ betitelt sich ein Vortrag von Dr. Keller-Göschelmann, Lugano. Auf den Anschauungen des Naturphilosophen und des Vereins für Populärkultur folgend, hielt dieser Vortrag im ersten Teil bei den schlimmsten der vererblichen Uebel auf, der Syphilis und dem Alkoholismus; er betonte die Wichtigkeit der vorerwähnten Erziehung, lang den hart umher arbeitenden, aber stillen Frauen und Vätern ein wohlverdientes Lob, empfahl mehr Lust, Licht, Sonne, Natur, aus der Erziehung heraus auch für den Anfang die ungehörige Mühsal. Der zweite Teil der Erziehung gewidmet, die zunächst Selbstbeziehung erfordert, stellte in tiefenwunden und eindringlichen Worten die Liebe in den Mittelpunkt der Erziehung. Die Liebe als unerlässlich zu gelunden, bedenklicher Entlastung der Familie, die Liebe notwendig auch zur Geliebtenpflege. Wie die moderne „egoistische“ Ehe, wurde auf die Ueberlegenheit aller wichtiger Mütter gebornen, gegen das Erziehen zu Selbstvertrauen und Selbsthätigkeit selbst empfohlen, Dinge die z. T. schon oft gesagt worden sind, aber eben noch oft wiederholt werden müssen.

Im Rahmen der von der Zeitschriftgesellschaft aus gehenden Zeitschriftersprache sprach Prof. Dr. Maier über „Die Arbeit als erzieherischer Heilsfaktor“. Gemäß seiner Stellung als Oberarzt der Zren behauptet Burchgott und Leiter der pädagogischen Poliklinik nimmt der Vortragende mehr vom heil- als schuldpädagogischen Standpunkt aus Stellung zu den Forderungen von Zeitschriftersprache auf dem Gebiete der Jugendbeziehung. Darin ist nicht weniger betont haben, daß sich die heute in viele Länder auf, dafür liegen eine ganze Reihe von Gründen vor: Entwicklung der Industrie und der Städte, Vererbung der Familie; Übung des Wohlstandes, mit dem Reizung zu Luxus und leeren Vergnügen Hand in Hand geht; die Sozialfürsorge, die je länger je mehr die erzieherische Aufgaben zur Sparlichkeit ausschaltet; die einseitige Ausübung der Schule zur Wissensbildung und zur Vernachlässigung von Gemüts- und Charakterbildung; die Ausrichtung religiöser Momente; die wirtschaftliche Entwicklung, die die Mutter in das Erwerbsleben treibt. Die schärfste Wirkung aber der Zeit ist — ein Ausfluß der Macht des Kapitalismus, die Einschränkung der Arbeit um als Mittel zur wirtschaftlichen Lebensgenuss, anstatt als Freude an der eigenen Leistung und ihres Nutzens für die Gesellschaft. Erziehungsmittel die mit der Anwendung der Zeit als Heilsfaktor in Sanatorien, Sanatorien, Zentren allen um, bereits beste Resultate erzielt. Um auf die Jugend in diesem Sinne zu wirken, bedarf es der Selbstbeziehung; und es bedarf einer Reform der Lehrerfortbildung, man wird es auch möglich sein, bei in der Schweiz zu 20 angelegene Prozentzahl der sogenannten „neurotischen“ Kinder herabzubringen. Allerdings betont hier Dr. Maier d. Wichtigkeit, nie mehr als üblich auf die gerade in diese vererbten Kindern oft vorhandenen künstlerischen Anlagen zu achten. Die erbliche Belastung ist bei diesen Kindern nicht leicht zu beseitigen, als man denkt; insbesondere ist die Erziehung zu Arbeitsfreudigkeit nötig. Denn Zeitschriften, von dir können alle Taten, und die wichtigsten alle Untaten.“

Sonntagsgedanken.
Umgang mit Menschen. Niemand wird leben mit Menschen umgehen, der nicht das Geheimnis des unheimlichen Umganges entdeckt hat, der nicht gelernt hat, einen Teil seiner Einsamkeit dem ruhigen Nachdenken über seinen Nächsten zu widmen, damit er denselben besser verstehen, seine schwachen Punkte richtig schauen und seine tadeln Seiten behütend zu ermutigen und zu benutzen lerne.

„Liebe deine Feinde! Das ist vielleicht für die meisten ein zu schmerzhaftes Beginnen. Verliere darum zuerst ein mal den „unlustbarsten Untergang“ mit denen, die eud einlässig gelübt sind. Denke ruhig und tief nach über diese Feinde, über die Feinde des Feindes. Anstatt als Feinde an der eigenen Leistung und ihres Nutzens für die Gesellschaft. Erziehungsmittel die mit der Anwendung der Zeit als Heilsfaktor in Sanatorien, Sanatorien, Zentren allen um, bereits beste Resultate erzielt. Um auf die Jugend in diesem Sinne zu wirken, bedarf es der Selbstbeziehung; und es bedarf einer Reform der Lehrerfortbildung, man wird es auch möglich sein, bei in der Schweiz zu 20 angelegene Prozentzahl der sogenannten „neurotischen“ Kinder herabzubringen. Allerdings betont hier Dr. Maier d. Wichtigkeit, nie mehr als üblich auf die gerade in diese vererbten Kindern oft vorhandenen künstlerischen Anlagen zu achten. Die erbliche Belastung ist bei diesen Kindern nicht leicht zu beseitigen, als man denkt; insbesondere ist die Erziehung zu Arbeitsfreudigkeit nötig. Denn Zeitschriften, von dir können alle Taten, und die wichtigsten alle Untaten.“

„Ich habe vergessen, zu berichten, daß die Vorleserin sich in lebenswichtigen Weise gefragt hatte, ob es mir recht wäre, wenn man mich kurzweilig bei meinem Namen „Mols“ rief. Wäre ich verheiratet, dann gäbe man mir den mit zusammenhängenden Titel „Frau“, wie der Wittibschreiberin Frau Paulin. Aber man sprach die Schreiberin der großen Klasse mit „Fräulein“, die Vorleserin mit „Frau Director“, die Lehrerin der Mittelschule „Frau Galant“, mit „Frau Lehrerin“ an, so blieb natürlich mir gegenüber nichts anderes übrig, als mich bei meinem überragend recht anmutigen Namen „Mols“ zu rufen.“

Wie das Mollens, so wußte ich auch das Radmollens nicht ohne Gefühl meines Amtes, wobei mit meine Kollegen und die „Damen“ zur Hand gingen.

Um vier Uhr gab ich mit Frau Galant den Schülern, die allein fortgingen, bis an die Stredenstraße das Geleit.

Wie war es, als hätte ich fünf Minuten meine Strafenhaftigkeit geatmet. Wie hat doch die Strafe einen ganz anderen Duft und Schimmer! Wie ist sie doch ganz anders

„Wie alt bist du?“ fragt sie.

„Der Jahre.“

„So? Du aber deinen Platz ohne Erlaubnis verlassen hast, bist du nicht älter als zwei Jahre. Das ist

Generalversammlung des Schweizerischen Gärnervereins.

Am 9. Januar 1921 verammelten sich nach Jahresfrist wiederum die Schweizer Gärnervereine, um, mittels er Gedankenaustausch zu halten über die bergangezeitige Tätigkeit und über das zukünftige Wirken. Die Versammlung wurde eröffnet durch unsere Präsidenten Prof. E. Wäber. Wäber hat alle ihre Begrüßungsworte, in denen sie den Wunsch ausdrukt, daß jedes von uns das größte Element in die Erde lege, die Pflanze pflege, auf daß sie Frucht bringe und daß die Samen dieser Frucht wieder fruchtbar und lebensvoll seien, in Tat umgesetzt. — Daraufhin wurde der Jahresbericht verlesen und der Rechnungsbericht genehmigt. Die Rechnung des Vorjahres brachte uns keine Veränderungen; wir danken unsern Vorstandsmitgliedern für die große Arbeit, die sie neben den täglichen Pflichten für unser Alter Wohl leisten. — In einer lebhaften und angenehmen Diskussion wurde beschlossen, unsern Jahresflugtag, welches die Freude aller ist, jedes Mal im Jahre einzusetzen zu lassen. Neben dem Bericht wird nun ein Einzelteil eingeführt, der vor allem Angelegenheiten von Qualitätsangelegenheiten ist. Die Bibliothek, deren Gründung letztes Mal beschlossen wurde, hat ihren bescheidenen Anfang gemacht; sie wird allen Mitgliedern zur fleißigen Benutzung empfohlen. — Auch die Zeitschriftenangelegenheiten wurden demnächst behandelt. — Auf die Zeitschriftenangelegenheiten wurde demnächst behandelt. — Auf die Zeitschriftenangelegenheiten wurde demnächst behandelt. — Auf die Zeitschriftenangelegenheiten wurde demnächst behandelt.

Das vielbesprochene Programm für den Nachmittags vor uns interessanteres und lebendigeres. Prof. A. J. Hiltmann führte uns in den sonnigen Teil, und mit viel Wärme schilderte sie die Einbrüche, die der Süden auf sie machte. Prof. J. Kuffli verles uns mit ihrem Referat ein erstes Jahresgutachten, in das Wäber vom Vortage. Zum Schluß wurde durch Prof. E. Wäber ein reichhaltiger Lichtbildvortrag gehalten. Vor allem waren es die nummernlosen, zum Teil farbigen Bilder aus England, die uns in die Welt der Natur und der Kultur einführten. Weitere Bilder zeigten uns die südländische Vegetation der Riviera. Zuletzt fanden wir zum Vergnügen aller in der letzten Abendstunde, und ich hoffe, daß die vergnügliche Stimmung, durch die frohlichen Erinnerungen angeregt, hinausgetragen werden und uns den kommenden Alltag verfeinern hilft.

Hedwig Tugener, Gärnerin.

Gedanken.

Der Funken Hoffnung, der Funken Vertrauen, der unter Erwartung hat in deinem Leben nicht ausgehen, wenn es keine Spannkraft behalten soll.

Man muß der Jugend Zeit lassen zum Werden.

In einem gewissen Alter sollte jeder seinen eigenen Typus kennen, sich gefunden haben, sich nichts Umgehens, seinem Wesen abtrotz Fremdes, zumuten.

Aus der Unruhe der Seele wachjen die Erkenntnisträume.

Das Leben wird problemlos, wenn man glücklich ist.

Unsere Gefühle für einen Menschen können sich so verbergen, daß das, was uns zuerst als Charme entgegensteht, ist fast unerkennbar werden kann.

Man muß beständig, muß von Zeit zu Zeit in die Gefahr des Verlustes kommen, damit man wieder weiß, daß man liebt.

Man muß durch tiefste Not hindurch, um sich kennen und die anderen verstehen zu lernen.

Wie relativ sind wir in unserm Dasein! Bei den einen hochgelobt und verehrt, bei den andern gelächelt und altseufzend, bei den einen ruhig und passiv, bei den andern aber Leben, bei der einen Bestimmtheit, bei den andern Unruhe. Wir sind nicht wir, was wir selber sind, sondern auch das, was der andere aus uns macht, in uns weckt. Wir sind zugleich ich und der andere. Je nachdem der andere I, find wir. Je mehr wir ich sind und nicht der andere, desto mehr sind wir Persönlichkeit.

Und plötzlich stieg es wieder in mir auf: Ich darf nicht begreifen, daß ich einen Todfeind habe: den Bezirks-Schulinspektor. Als er fortgegangen war, meinte ich es gleich, daß die Vorleserin in weit edlerem Tone mit mir verkehrte.

Sonderbar! Der Gedanke, kämpfen zu müssen, besetzte von neuem meinen Mut. Wie ich doch vollgestopft bin mit Mitterteil! Welche Erleichterung ist mir, wenn ich jemanden haßen könnte!

Ich will hoffen, Herr Direktor, daß Sie sich für Ihre gestandenen Hoffnungen immer rächen werden. Ja, wohl, ich habe Ihrem Schöpfung die Stelle weggeschafft. Ich fordere ich Sie heraus. Sie sind für mich eine Ausart, und Sie sind ein „Herr!“ — Wie werden Sie all den Hah, den ich, die Frau Frau, das einmalmal vornehm, um zur Schöpfung „promotivier“ junge Mädchen, in meinem Inneren bege, Haderliches erreichen können. Ich hätte vielleicht nicht den Mut besessen, meinen barten Verdienst fortzusetzen, aber was, ich ist mir viel daran, Ihnen Gelegenheit zu geben, Ihre Art zu üben ...

Wie bezaubert Sie die Frauen, die etwas verdrückt haben? Durch direkte Unverschämtheit der durch seine Demut? Ich will, und sollte ich daran fließen, meine Erklärungen über den Wert der Männer vernünftigen. Ich erhebt unverschämtes, als Unschicklichkeit auf eine Art, die ich nicht abzuweisen vermöchte, einige Worte ... Herr Bezirks-Schulinspektor! Zu meiner Meinung bedürfte es nun einiger Urtheile von Männernhand ...

Aber ich bemerke plötzlich, daß mich die Pflichten der Schule von Hoff- und mit zunehmenden Rhythmen durch die Glastür aufmerksam beleuete. Und ich setzte weiter.

(Fortsetzung folgt.)

Nicht alle, aber manche der Ergebnisse und Schlussfolgerungen des Vergleichen sind neu und gewiss für viele überraschend. Es würde dem Zweck dieses kurzen Synopses widersprechen, mehr die Abänderungen davon mitzuteilen. Ebenso viel Interesse wie dem wesentlichen Kern dürfte den neuen einwandfreien Begründungen abwarten und vielfach unrichtiger Behauptungen und nicht zuletzt auch den persönlichen Urteilen des Verfägers entgegengebracht werden, die eines wie das andere in dem Werte zu Worte kommen.

In der Erziehung bezieht Verfasser den Wert förmlicher Erziehung der Mädchen; die Meinung ist falsch, daß Sport den weiblichen Körper schädige oder entstelle; hier nie überall ist das Uebermaß zu meiden. Ebenso wichtig ist die Beachtung einer Vermittlung weiblicher Eigenart durch Beobachtung der Geschlechter. Freilich muß sich der Erzieher der Grenzen dieser Eigenschaften und des Geschlechtsunterschiede bewußt sein, dabei sich hüten, etwa auf Grund der durch physiologische Forderung als im Allgemeinen ermittelten Eigenschaften der weiblichen Psyche, zu schmalereisen. Ganz besonders merkt sich vor. Namentlich gegen die weitverbreitete Ansicht, daß eine besonders einbringliche Ausbildung und Betätigung des Verstandes der weiblichen Eigenart, der Tiefe des Empfindens und dem Gefühlswesen der Frau Eintrag tue. Die Verstandesbetätigung der Mädchen kann eine weit nützlichere, gründlichere Entwicklung erfahren, als dies bisher der Fall war, ohne daß dadurch, wie man häufig fürchte, das Gemüt der Frau zu leben brauchte. (151.) Die Emotionalität kann durch intellektuelle Tätigkeit niemals vordringt werden; vor sich von dieser Tätigkeit aus durch ein Erfahrungsgebiet überzugehen müßte, der unterhalb, ob a. B. der Prozessualer emotionaler Männer im Vergleich mit der als in der Mittelklasse. (152.) Ihn aber nach eigener intellektueller Entwicklung hin zu werden zu eigener wissenschaftlicher oder künstlerischer Arbeit, dürfte das erwachsene Mädchen ebenso wenig wie der junge Mann unter der höchsten ethischen Aufficht in moralischer und wirtschaftlicher Abhängigkeit gehalten werden. Das Anknüpfen wissenschaftlicher Kenntnisse, das Erlernen reproduktiver Künste von sicheren Folgen des ethischen Geistes aus wird nie zum selbständigen Schaffen führen. Das Mädchen muß das Leben, vor allem aber auch sich selber kennen lernen, es muß in den Geschäften erfahren und sich seine Tugenden erwerben, um sie zu büssen. (153.) In jedem Bereiche lassen sich Ausdauer in der Arbeit, Zeitenteilung und Rücksichtnahme erlangen oder ausüben. Andererseits können und sollen die spezifischen Kenntnisse und Fertigkeiten der Führung des Haushaltes sowie der Körperpflege, soweit überhaupt erlernbar, in einem Jahre praktischer als in mehreren Jahren erlernt werden. Ein Verstummen ist die Meinung, das Mädchen müsse namentlich einen Beruf wählen, der in möglichst enger Zusammenhang mit der Mutterhaft oder Hausfrauenhaft liege. Aber einem Beruf, welcher Art immer, löst jedes Mädchen erkennen, als sein schon in Kindheit darauf, daß eine Mutter, die selbst im Leben gefanden hat, mehr Verständnis für die heranwachsenden Kinder haben wird als die weltfremde, auf den engen Kreis beschränkt geneigte.

Das vielumstritten Problem „Frau und Ehe“ beantwortet von Kemm etwa so: Zutreffend ist ein Großteil verheirateter Frauen und Mütter berufstätig, wegen die Berufswahl dazu die wirtschaftliche Not, der Wunsch nach wirtschaftlicher Selbstständigkeit oder der Tätigkeitsdrang weiblicher Frauen gemein sei. Nur dann ist der Doppelberuf empfehlenswert, wenn er Zeit für geistige und körperliche Entfaltung. Ganz unzulässig ist die Regel nur bezüglich der Hausfrau. Ihre Ausgestaltung erscheint daher widersinnig. An sich und unter diesen Voraussetzungen ist der Doppelberuf nicht ohne weiteres, wie so häufig geschieht, abzulehnen. Einmal ist ein vernünftiger Wechsel in der Berufswahl vorzuziehen für die Freude bei der Arbeit. Dann aber besteht die Aufgabe, daß der Mutterberuf kaum mehr als 1/2 Jahrzeit im Leben der Frau erfordert; bei 5 Kindern mit einjährigem Jahr Haushaltung dauert es etwa 15 Jahre, bis sich die Frau einen großen Teil des Tages außerhalb der Familie betätigen kann. Was debet aber sind die Kinder durch die Schule den größten Teil des Tages außer Hause. Ueberdies: „Die gesunde Gesellschaft für das Kind ist und bleibt der Altersgenosse.“ „Kinder, die die Mutter im Kreise ihrer Kinder verbringt, sollen immer Fernstehenden sein. Das ist unmöglich, wenn sie sich unangeführt mit ihnen beschäftigt.“ (182.)

Der Verfasser durchsicht sodann die einzelnen Berufe und ihre Eignung für die Frau. Entgegen einer verbreiteten Meinung meint er: Nicht jede Frau eignet sich ohne weiteres für soziale Arbeit. Vielmehr erfordert diese einfache, altmännliche, optimistische, wissenschaftliche Tätigkeit einen hohen Grad von physischer Natur und können durch das für eigene psychologische Verständnis und emotionale Denken nur geringere: Geschichte, Literatur, Kunstgeschichte. Weniger die exakten Wissenschaften, deren Methoden „unzureichend Gebiet ungenügend Intelligenz“ sein!

Die Materie der Frau in S. 142 et seq. erachtet der Verfasser als uninteressant, aus demselben Grunde wie für die Rechtswissenschaft. Die historische Uebersetzung des zur Verfassungsmäßigen hat vielfach zur Erhellung oder Hürden geführt; die weibliche Begabung

ben, mit den Vertretern der Schöpfung zu verstehen und sie zu unterhalten; die christlichen Gelehrten wollen in ihrem Sinne nur selbst die Gnomens machen. Viele haben das ihren europäischen Schwestern mit Gefühl und Verständnis abgelehnt, und ihre Wahl wußte sie. Sie sind entschlossen, die gleichen Rechte wie der Mann zu genießen. Ohne Opposition geht das freilich nicht. Nicht als ob die Männer Frau-Japan der geistigen Entwicklung des weiblichen Geschlechtes in allgemeinen feindselig gegenüber ständen. Sondern die Regierung, als auch die Damen der kaiserlichen Familie — an der Spitze die Kaiserin selbst, welche selbst die Erziehungsanstalten für Mädchen und die Schulen für Lehrende besucht und beaufsichtigt — unterstützen jeden einschlägigen Fortschritt.

Arthur Diod, der bereits erwähnte hervorragende Kenner Neu-Japans, sagt in seinem Buche „Der moderne Fern-Ost“: „Ich hatte mit mehreren ersten Männern, welche die Gebanwelt der Neu-Japaner beeinflussen, ernste Gespräche über die japanische Frauenrechtsfrage. Sie alle stimmten darin überein, daß es notwendig sei, den weiblichen Geschlecht eine möglichst gründliche Bildung anzuweisen zu lassen und den Unterricht nach Liniensicht zu erleichtern. Das weibliche Unterrichtsleben in Japan hat denn auch eine Stufe erreicht, um die es die weibliche Bevölkerung mancher europäischen Staaten beneiden kann. Kurz und gut: die geistigen Führer Japans erklären sich für die Erweiterung des Lebensbereichs Systems des weiblichen Unterrichts, das in dem Fortschritt bereits ermöglicht eingeführt wurde — eine Kombination der in den westlichen, skandinavischen, niederländischen, schweizerischen und amerikanischen Schulen benutzten Systeme. Wenn wir näher nach den Ursachen dieser Begünstigung für eine bessere Ausbildung der Frauenwelt forschen wollten, würden wir den ungeheuren Unterschied zwischen unserer Ansicht

wird hier Ansehlich und Gegenstand werden, um zu mehr als nur die bestbegabten Frauen zu solchen Posten gelangen werden.

Ob auch dieses Buch vom Sekretär in 10 Minuten verfaßt werden wird?

Clara Rajter, Zürich.

Wandbelegereien zur Anführung über die Gefahren der Alkoholmissbrauch.

Der Deutsche Bund abhinterer Frauen hielt seinen Generalversammlung ab, in welcher der Zusammenschluß mit anderen Vereinigungen zum Zwecke gemeinsamer Arbeit erörtert wurde. Der Bund abhinterer Frauen strebt besonders die Einführung von „Mädchertagesunterricht“ in allen Schulen und Lehranstalten an. Namentlich legt er großes Gewicht auf Ausbildung von Wandbelegereien. Letztere Bedanke ist sehr gut und mühte sich dahin ausgedeutet werden, daß Frauen dazu ausgebildet werden, in Familien Gefahren aufzulösen, und ihnen Klar zu machen, welche Schäden dem Familienhaushalt drohen, wenn der Mann unmäßig trinkt. Es ist in der That nach diesen Frauen unklar, welches grenzenlose Unheil übertriebenem Trinken gewöhnlichem Alkoholgenuss mit sich bringt, und hierauf Frauen in jagender Form aufmerksam zu machen, wäre eine schöne Aufgabe für freiwillige weibliche Hilfskräfte in Stadt und Dorf.

Vom Bäckertisch.

Schweizerische Frauenblätter 1921. Herausgegeben von Clara Wittler. Verlag Bauerland, Aarau.

Bei der Fülle des Stoffes ist es nicht möglich, alles, was uns in künstlerischer oder geistiger Hinsicht wertvoll erscheint, herauszugreifen. Zum Bedeutendsten unter den Reproduktionen von Bildern gehört wohl die „Weibliche Figur“ von Gertrud Schwabe; die Künstlerin hat es verstanden, mit einfachen Mitteln ein Frauenwesen zum Ausdruck zu bringen, das gerade in seiner höchsten Schönheit überausend wirkt. Duffel und vornehm ist die Kofelzeichnung (Frauenbildnis) von Ester Wagnold. Der Entwurf zu dem Umzug der Familie Heim am Armetommt in Zürich, von Ida Schürli-Kraus, wirkt stark und gut in seinem strengen Aufbau.

Die Novelle von Marg. Kästnerin, „Das Opfer“, zeigt von inniger Einfühlung der Schicksallerin in die menschliche Psyche. Maju Mathias ist durch eine treffliche Erzählung vertreten: „Eva im Dorfe“, eine Novelle von Schöner, farbiger, fröhlicher, fröhlicher. Die Zaubersprüche von Hanna von Ecker werden zu einem lieben Stimmungsbild ihres frohen Geistes am Albi.

Von den sozial-ethischen Aufsätzen ist derjenige Helene Davids „Ueber das religiöse Erleben des Gemeindeführers“ erhaben. Frau Dr. A. Kramer, Rechtsanwältin in Zürich, gibt wertvolle Aufschlüsse über die Handlungsfähigkeit der ledigen und verheirateten Frauen.

Da und dort findet sich ein gutes Gedicht, das sich durch Eigenart im Gedanken und in der Sprache auszeichnet.

Zum Schlusse der kurzen Besprechung möchte ich die Bitte an die Herausgeberin richten, bei der künftigen Ausgabe für den Frauenkalender doch ja auf Qualitätsarbeit auszugehen. So vieles, was heute gedruckt wird, ist schon gesagt — und besser gesagt worden. Indem wir immer wieder zu den Werken und Gedanken der großen Meister zurückkehren, lernen wir das Mittelmäßige vom Guten unterscheiden. Gehen wir gerade von einem Frauenkalender das Unwesentliche, das Schmalhüftige und das Sentimentale — die Waage — fern. Es tut in der Tat nicht nur, das Viele, Unnütze, das auf dem Gebiete der künstlerischen und literarischen Zeitschriften erhebt, zu vermeiden; mächtig und wertvoll ist, einen Maßstab zu finden in unserer chaotischen Produktionsmenge und Wege, die aus dem Chaos hinaus führen. Frau Emma Fischer.

Das Buch einer dreiwanzigjährigen. Es geht mir wie der Frau im Gleichnis, die ihren verlorenen Groschen gefunden hatte und in ihrer Herzensfreude gleich hingeliefen es allen ihre Nachbarn zum Ja gen. Ich habe ein Buch gelesen, ein wunderbares, geistreiches, und es hat mich so gefreut und begeistert, daß ich gleich im Frauenblatt rufe und werde: Lest das Buch auch; es ist herrlich!

Das Wort, das ich meine, ist der Erklärungsroman einer dreiwanzigjährigen, schwäbischen Dichterin, Emma Walblinger, und führt den etwas seltsamen Titel: „Die Ströme des Namenslos“. Es erschließen bei Eugen Salzer in Heidelberg und sollen zwei fünf Franken. Ich muß gestehen, daß ich die Schlußfolgerung in mir zuerst an der Form des Titels so freudig, daß es der sehr dringenden Aufforderung einer Freundin bedurfte, bis ich das Buch zu lesen begann, denn hier kam ich nicht mehr los und meine Freude flog von Seite zu Seite. Was heißt das: Die Ströme des Namenslos? Als schwärmerisches Kind hat Agnes, die Heldin der Geschichte, einmal auf dem Grab eines namenlosen Hauswärtersbuben gelegen und die junge Seele hat Liebe gepulst für den armen Toten: „Du armer, lieber Namenslos, warum hast du so frischen Mut? Warum hat dir niemand die Soden gestiftet und niemand dir Vergewissentlich auf das Grab gepflanzt und warum hat dich keine lieb

ungen und denen der Japaner finden. Die Mehrzahl der Letzteren ist zu der Ueberszeugung gelangt, daß die Frau, wenn sie sehr gebildet ist, ihre Pflichten als Schwiegermutter, Gattin, Mutter und Tochter noch gewissenhafter und besser erfüllen werde, als sie es bislang getan.“

Es scheint also den Japanern nicht so sehr darauf anzukommen, daß das Weib als Individuum dem Vorteil einer besseren Ausbildung genieße, als darauf, daß sie als Gattin und Schwiegermutter immer tüchtiger werde. Vom japanischen Weibe wird nämlich, wie schon einmal erwähnt, in erster Linie verlangt, daß sie es versteht, sich in der Familie nach Liniensicht nützlich zu machen, und man muß zugeben, daß es die Erwartungen, welche man an es stellt, in vollstem Maße erfüllt, obgleich es durch das Verschulden seiner Schwiegermutter oft mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen hat. Dank der Einsicht und Initiative des verstorbenen Kaisers Meiji, der bald nach seiner Thronbesteigung zahlreiche japanische Frauen zur geistigen Ausbildung nach Amerika schickte, wird wohl allmählich die Gestalt der „bösen Schwiegermutter“ zur Mythe werden, wie seit 1880 die Mafale oder Scho (Konfubius) fast zur Mythe geworden ist. Ein Gesetz von 1880 verbot nämlich, im Kofei — eine Art Matrilat — die Geburt des Sohnes eines Mannes oder Scho gesetzlich anzuerkennen, wie es bis dahin der Fall gewesen. Im ganzen Osten hätte das Konfubius seine Uebersetzung in dem Verlangen nach männlichen Nachkommen. Vermochte die rechtmäßige Gattin ihren Mann mit seinem Scho zu beschenken, so hat sie ihn in der Regel selbst, eine Mafale zu nehmen, um den Namen der Familie fortzuführen und das unglückliche Doppelkinder eines Sohnes zu vermeiden. Die Konfubius spielte in Japan mehr die Rolle eines besseren Diensthofes, als die der Gattin. Sie bediente die rechtmäßige Frau des Hauses, falls sie mit ihr unter einem Dache hauste

gehört? Ach du, ich möchte, du tätest noch leben, und ich könnte dich liebhaben und mehr für dich tun als bloß meine Hand auf dein Grab legen! Es wuchs ein glühender Wille in mir, einmal für einen Menschen alles tun zu dürfen; was man überhaupt konnte. Einmal einen Menschen so lieb zu haben, daß es wäre wie ein mächtig wogender Strom, der mich fortreißen, was man hineinreißen, und bei dem man das nicht anders mitmachen, als man springt hinein und gibt sich ganz — und wenn man untergehen müßte!“

Die Leidenschaft solcher Liebe, das sind „die Ströme des Namenslos“, die nun die ganze Jugend der Heldin mächtig durchbrausen. Ob sie für eine Klaffenamerabin oder einen jungen Mann schwärmt, ob sie sich in glühender Verehrung an eine vornehme Herrin anhängelt oder mit einer übertrieben Freundschaft sich austauscht, ob sie in lächerlicher Verliebtheit einem Gebanten sich zum stillen Dichter idealisiert, ob sie in wahrer Liebe mit einem jungen Mann „Wonne erlernt“ oder in ihrem Tod das höchste Ziel erfährt, ihr ganzes Herz ist immer fortgerissen vom Strom, ihr Wesen magt und wackelt, lebt in der Liebe — und reißt darin zum eigenen Untergang. Es ist das hohe Gesetz des Lebens, erkannt und finet: „Denn wenn es Ziel und Kern des Lebens war, seinen eigenen, unvollkommenen und verwirrten Menschen samt aller Leidenschaft und Unruhe hinzugeben und zu verlieren, um sich dafür als ein Teil jener Kraft wieder zu finden, die von Gott ausgeht als seine reinste, ureigentliche Gewalt, zu uns strömt und durch uns wieder zu ihm, das wir Armen sobald wir unser Selbst vergessen und für andere leben, dürfen selber Wähler sein, selber Ströme der Macht und Unterwürigkeit in uns haben, um sie in die Welt zu strahlen, das wir selber in Person und Handeln diesen streben, was des Lebens Uebersetzung ist, ob, so ist für fortige Jugend so heile, daß sie vor ihrem Ziel bestehen können.“

So hat sie nun das gemonnen, was sie begehrt, Mutter zu sein, den Kindern ihrer Schwester, die sie in der Ehe antritt, und den eigenen.

Mit gewaltiger, dichterischer Kraft und herrlicher Anschaulichkeit weilt uns Emma Walblinger die Entwicklung einer besten, lebensfähigen Mädchen-Natur, das Wachstum der Liebe in der werdenden Frau darzustellen, und dabei verfiel sie über einen tiefen und stillen Humor, der sie und uns vor aller Sentimentalität schützt, der eine ganze Reihe wahrhaft erquickender Menschen vor uns hin stellt und sich selbst — das Buch ist in der Tat-Norm geschrieben — schließlich mit dem Strom des Lebens hineinreißt. Wie a. B. der „geniale“ Haushalt von Schwaner und Scheller schildert sich: „Es dünkte zwar eine beneidliche Mutterangst dabei der Schöpfung rühren.“ — aber was das nicht ist, kommt dabei aus dem Buchen nicht heraus und doch wie es ganz wohl begreifen, wenn Agnes zuletzt seine Frau wird.

Purzun, ich habe schon lange keine solche Freude mehr gehabt, wie bei diesem Buch, und möchte nur, daß recht viele Leserinnen des Frauenblattes sich diesen Genuß nicht entgehen lassen.

Emma Walblinger hat uns in ihrem Erstlingswerk ein Buch geschenkt, das an Schönheit und Tiefe, an Kraft und Fröhlichkeit seinesgleichen sucht und nicht leicht findet.

Ruth Scheublin.

Aus dem Fechterkreis

Schreibt man uns im Anschluß an den Artikel „Kranken-Schwärmer“?

Ich antworte: So oft habe ich Ihnen in Gedanken gedankt für die wertvollste Führung unserer lieben Frauenblattes, und auch mein Mann meint bei jeder Nummer, wenn nur auch jeder Mann die Frauenzeitung lesen würde! Heute drängt es mich ganz besonders, auch Ihnen und allen künftigen Mitarbeiterinnen, Frau Dr. Walblinger ein liebes Wort zu sagen. Von Liebe und Dankbarkeit erfüllt begrüße ich freudig die Betrachtung in Nr. 2 des Frauenblattes über die Frauenfront an der Fehtränke in Zürich. Ja, gewiß, ohne Sorge kann ich dort jede lebende Frau der Fehtränke Frau Dr. Walblinger anerkennen. Was an gründlicher wissenschaftlicher Unterweisung und ärztlicher Kunst möglich ist, das wird ihr dort zuteil werden und sucht ibrerlei. Dazu das einfache-verständliche Wesen der lieben Vorlesenden. Nur keine Schwärmergeier: die Operation ist getrieben, das heißt ihr der höchste Lohn sein. — Dann die treue, wohlmeinende Beratung von Seiten der Schwestern und Geschwister! Wie gemächlich und nett die Nummer! — Abgesehen von den ersten schmerzlichen Tagen ist mit die Zeit in der Klinik wie ein lieber Ferienaufenthalt dort-gelommen!“

Frau M. W., Aarau.

Geschichtliche Betrachtungsweise der Frauenfruchtlosigkeit.

Eine frühere Schilferin von Frau E. Füllmann, der die wiederholte Anfrage des Paters D. Sch. gegenüber ihrer eintägigen Lehrerin wohl getan haben, bittet uns, im Einverständnis mit ihren Klassengenossen, um Aufnahme folgender Zeilen:

H. D. In dieser Stelle möchte ich gerne Einspruch erheben gegen den Artikel des P. D. Sch. im Wohler Anzeiger vom 4. Dez. Vater D. Sch. hat darin Frau Füllmann ihr Verdienst auf dem Gebiet der Geschichte, ja, jedes und nannte sie „ererbteicht zu Sama (Madame), während sie selbst nur bei ihrem Taufnamen gerufen wurde — auch von ihrem Sohn, wenn sie das „Glick hatte“, einem solchen das Leben zu schenken. Diesem gegenüber nahm sie nur die Stellung einer treuen Kindererzieherin ein, während er für der rechtmäßigen Gattin seines Vaters, an die ihn feierlicher Bande des Blutes knüpfen, „Mutter“ sagte und ihre in ganz Offizien ibrillen strengen kindlichen Respekt entgegenbrachte. Seit 1880 haben die Konfubius und deren Sohne Eitelkeit geistliche Rechte in der Familie, und die durch moderne Bildung erleuchteten japanischen Frauen machen sich das wohlweislich zunutze, so daß die Mafales allmählich von der Bildfläche verschwinden und den kommenden Geschlechtern nur vom Hörensagen bekannt sein werden.

Freilich schütteln die überachtlichen Beobachter der sozialen Verhältnisse die Köpfe und fründen, daß das Aufkommen des Konfubius zu anderen, noch schlimmeren Missethaten führen dürfte. Gar mancher Mann werde sein Vermögen an irgendwelche ausgestorbene Matriosen vergebend, illegitime Kinder in die Welt legen, und so jene Klasse von unglücklichen Geschöpfen schaffen, die im Westen so grauam für die Sünden der Eltern büßen muß und in Japan bislang unbekannt war. Die Ehemänner, welche ohne es zu wissen, dieses darin zu liegen, offen eine Konfubine hielten, werden in Zukunft Selbstmorde geben, ihre Frauen betrügen und moralische Schwandlungen werden, während die Frauen hinüberleben von Eitelkeit, Verdruss und daß erfüllt werden dürfen — Gefühle, die sie bisher nicht kannten. Darauf entgehen jedoch die Sozialreformer, daß die japanischen Frauen lernen werden, ihre Begierde zu steuern und in der Monogamie die reinste und beste Form der Ehe zu finden.

(Fortsetzung folgt.)

frühen Denken abgegraben, und das in der Hauptfrage wegen eines „antimimierten“ Wort, über dessen Uebersetzung sie sich nicht vollständig klar war.

In ihrer Antwort vom 28. und 30. Oktober in Nr. 43 und 44 des S. D. Frauenblattes hat Frau F. nach-gewiesen, daß die Frage nach der Seele der Frau nicht auf der Suche zu machen aufgeworfen wurde, vielmehr weiter zurückliegt und möglichweise nur schwer untergebracht werden wird. Auf ihren Nachforschungen über sie in der gleichen Stunde auf ein Einmündig geüben, das wahrscheinlich als ein und dasselbe Wort unter „Gebildeten“ lauffert. Und wirklich, das Mittelalter mit seinen strengen Forderungen, das nur dem Menschen eine Seele zuschrieb und jedes niedere Wesen davon ausschloß, wird die Seele des Waisens, ob die Frau auch ein Mensch ist, „mühen hominem non posse vocari“ nicht anders aufgefaßt haben.

Pater D. Sch. jedoch hat einen anderen Sinn in die Frage des Waisens. Ist ihm lauter sie, „ob die Frau dem Mann gleichgestellt sei.“ Er überlegt, anschließend an das Französische, das im spätem Mittelalter seinen Einfluß auch auf Latein erlangte, homo = Mann. Dazu erklärt er, der Prof. Dr. Schmitzer aus Freiburg teile seine Ansicht. Nun mag Schmitzer eine solche Uebersetzung auf Versuche aus späterer Zeit kommen. Wie die Aus-führung Frau F. aufmerksamer geleitet hat, kann dem Herrn Pater darin nicht getroffen werden. Wenn die Seele vereinigt mit Verweilen aus der Bibel, in denen homo = Mensch ausgefaßt ist, sich gegen den Bischof wenden (Nr. 43, 4. Seite, vordereite Waisens), so ist die obige Frage unmaßstäblich im Sinne des Waisens ausgelegt worden. Mit der niederen Meinung der Frau stand nun dieser Bischof doch nicht ganz allein da, die Zumothsetzlichkeit und über-leisteten Ausprüche, meint Frau F., reden eine zu deutliche Sprache.

Pater D. Sch. hat sie darin nur nicht verstanden zu sein; ihre Hitate hat er als „Ausfälligkeit“ abgegriffen. Sollte er objektiver geurteilt und nicht eine so gründliche Abweisung gegen die ehemalige Geschichtslehre, die so mutig in Schriften und Vorträgen für das politische Frauenrecht eintritt, durchzuführen lassen, würden wir alle darüber weggehen haben. Aber ich kann mich einfach des Einbruchs nicht erwehren, als möchte er Frau F. ge-nauhalt das Motiv unterlegen, das Verdienst der katolischen Kirche vermindern zu wollen. Er muß zwar zugeben, daß sie während und nach ihren langen Unterrichts Jahren die katolische Kirche nicht angegriffen hat. Wir erwarten auch nicht anders von einer tiefgelübten Natur, wie das Frau F. ist. Der Sauber, der von ihrer fittlichen Ver-trautheit ausging, ihrem untere heilen Kräfte an und brachte unter religiöses Empfindungsleben zur vollen Entfaltung. Und trotzdem ihre Mühsalstufen ein viel zu schnelles Ende nahmen, tragen wir unsere Seltsamkeit zu ihr hin, und ich kann keine Schülerin, die nicht neu-gestaltet und frischen Mutes den geistigen Kampf mit dem Leben aufgenommen hätte.

Was mir keine Kirche und Schule zu geben vermochte, den Glauben an Leben und den Willen, es zu überwinden, das habe ich Frau F. zu verdanken. Ich be-trachte es immer als großen Vorteil, daß ein Geist mit ei-gener Lebensanschauung und mit einem weitgehenden Ver-ständnis für die verlebenden jugendlichen Brautleute, sei es nur Katholik oder Protestant, unsern Religions-unterricht leitete. In unserer Klasse waren ja nur ein Viertel der Schülerinnen katolisch.

Sie habe in meinem Herzen der verehrten Lehrerin, der ich die beste geistige Nahrung verbande, einen Altar errichtet, almo ich meine größten Ueberrundungen und meine tiefsten und reinsten Gefühle hinstage.

Fragen.

1. Wie kommt es, daß es nichts macht, keine Aus-reitung und Mißbilligung hervorruft, wenn es die Frauen in etwas Philistereiheiten dem Männern gleicht, z. B. im Karten-spiel? Und wie kommt es, daß es auch jetzt immer noch sehr unangenehm ist, wenn sich Frauen in einer wähl-lichen höheren Tätigkeit, in einer geistigen und beruflichen, betheiligen dem Männern betheiligen?

2. Warum ist es für den Mann als erniedrigend, wenn er einen Stubenboden fest oder sonst eine schwere Arbeit verrichtet? Und warum ist es selbstverständlich, wenn eine Frau Karroffeln ausraubt oder eine ähnlich mühsame Feldarbeit leistet?

3. Man leß und höre etwa von Feindschaft zwischen männlichen und weiblichen Geschlecht. Wenn sie besteht, wo liegt sie denn? Stammt es aus Feindschaft oder Feindschaft des einen Geschlechtes, wenn es die Uneigen-nützigkeit und den Gerechtigkeitsinn nicht aufbringen kann, die nötig wären, um dem andern Geschlecht die Gleich-stellung im Gele zu geben? A. B.

Von der Güte.

Dem wie Kadeln und Feuerwerk der Sonne bläß und unscheinbar werden, so wird Geist, ja Genie und eben-falls Gehörtes überstrahlt und verbunzelt von der Güte des Sohnes. Wo die in jedem Maße hervorritt, kann sie den Mangel jener Eigenschaften so sehr erziehen, daß man fast vermehrt zu haben sich löhmt.

Schopenhauer.

Und da begehrt man zuweilen das Mißverhältnis, auch die Güte unter die wichtigsten Tugenden, die über-wunden werden müssen, zu rechnen, während sie doch ge-rade recht Tugend der stillen Kraft unter werden kann. Freilich hat die Güte mit ihrer minderwertigen, ihr freilich in manchen Augenblicken zum Verwechseln ähnlichen Schwelger, der nachgiebigen, halloffen Gütmütigkeit ver-medelt.

Wahrhafte Güte, nicht als spontane Wallung, sondern als feste, ausdauernde Richtung eines menschlichen Lebens — findet sich nur bei baronisch vollendeten Per-sonalitäten.

Gütmütigkeit ist ein allfällige Eigenschaft, Güte die höchste Tugend. Er ist ein guter Mensch! Jagen die Leute gebanlos. Sie wären ihr jamer mit dem Ziel, wenn sie wüßten, daß sie sein höheres zu erteilen haben.

Marie von Ebner-Eschenbach.

Redaktion: Frau Elisabeth Thoman.

Zu alt mit 40 Jahren

Ist der harte Spruch unseres aufreißenden Berufslebens, eine Passé-Omnaline zum täglichen Frühstück, hilft Ihnen Frische, Leistungs-fähigkeit, widerstandsfähig bewahren.

— Universal erhältlich. —



DR. A. WANDER, A.-G. BERN.

